

Vera Schaub

**Weil ich dich brauche, Wren**

VERA SCHAUB

Weil ich  
dich brauche,  
Wren ...



ROMAN  
VAJONA

*Manchmal gibt es Menschen, um die lohnt es sich, zu kämpfen. Und dann gibt es diejenigen, die man in Ruhe lässt, weil sie noch viel wichtiger sind.*

*– Rune –*



Ich trommelte nervös mit meinen Fingern auf den Oberschenkeln. Wie lange saß ich nun schon hier? Eine Stunde, zwei? Ich wusste es schlichtweg nicht mehr. Zu schnell drehten sich meine Gedanken um die Diagnose, die nach der ersten Vermutung der Ärztin nun genauer untersucht wurde.

Ich hatte ewig gebraucht, bis ich eine Arztpraxis hier in Long Beach gefunden hatte, die mich aufgenommen hatte. Die meine andauernde Müdigkeit, Konzentrationsschwäche und die Heißhungerattacken nicht auf eine *schwierige Lebensphase* oder gar Schwangerschaft schob. Obwohl ich ihnen mehrfach beteuert hatte, dass ich nicht ein einziges Mal Sex in den vergangenen Monaten gehabt hatte. So viel zum Thema.

Zwar hatte ich mein Erspartes in die Hand genommen, um meine Blutwerte bereits vor einiger Zeit kontrollieren zu lassen. Aber was die Schwangerschaft zumindest deutlich ausschloss, hatte nur weitere Fragezeichen aufgeworfen. Ich wusste seitdem, dass ich dringend einen Spezialisten sehen musste, fand aber keine Praxis, die neue Patienten – und dazu welche, die keine Versicherung für ihre Behandlungspläne besaßen – aufnahm.

Die Erschöpfung hatte sich mittlerweile deutlich sichtbar in dunklen Ringen unter meinen Augen auf der blassen Haut abgesetzt. Selbst Ruby, Blaire und den Leuten auf der Arbeit war aufgefallen, dass mein sonst von der kalifornischen Sonne gebräuntes Gesicht im letzten Jahr eingefallen und aschfahl geworden war.

Aber in hoffentlich wenigen Minuten würde ich endlich wissen, was mit mir nicht stimmte. Sollte die freundliche Ärztin mir jedoch wieder lediglich eröffnen, dass sie mir nicht weiterhelfen konnte, musste ich meine letzte Karte ziehen. Doch bevor ich meine Eltern um Hilfe bitten würde, klammerte sich meine Hoffnung noch mit letzter Kraft an diesen Termin hier. Er musste einfach etwas bewirken.

»Miss Feliway?«, ertönte schließlich die helle Stimme der Arzthelferin und ich fuhr so erschrocken zusammen, dass sich die anderen wartenden Patienten zu mir umsahen.

Sofort begann sich mein Herzschlag zu beschleunigen und ich schluckte trocken, ehe ich mir ein nervöses Lächeln auf die Lippen zwang und aufstand. »Ja, hier.«

Das freundliche Gesicht der Frau, die kaum älter sein durfte als ich, nickte und sie winkte mich zu sich. »Folgen Sie mir bitte.«

Was vor einigen Monaten noch problemlos funktioniert hatte, war heute von einem angestrengten Schnaufen begleitet, als ich mich in Bewegung setzte.

Blaire, eine der letzten Freundinnen, die ich noch von der Highschool hatte, hatte zu Beginn gescherzt, ich würde mich verhalten wie eine alte Frau. Doch genau so fühlte ich mich langsam und dieser Fakt ließ die Sorgenfalten auf meiner Stirn immer tiefer werden.

Ich folgte der Arzthelferin schweigend hinaus aus dem kleinen Wartezimmer der Praxis, vorbei am Empfangstresen und in einen

schmalen Flur hinab. Ich war nur auf eine Empfehlung meiner Arbeitskollegin Ruby aus dem Open-Air-Kino hier untergekommen und kannte mich in diesem Teil Long Beachs noch nicht einmal sonderlich gut aus. Dabei wohnte ich schon seit meinem Highschool-Abschluss und dem Rausschmiss bei meinen Eltern hier.

Ruby hatte mir von der Diagnose ihres Dads berichtet, der dafür bei diesem Arzt gewesen war. Zuerst hatte ich lachend den Kopf geschüttelt und ihre Vermutung, ich hätte Diabetes, nur abgetan. Denn wer bekam so etwas schon mit Mitte zwanzig? War das nicht eine Alte-Leute-Krankheit?

Aber nachdem ich auch mit Blaire über Rubys Vorschlag geredet hatte, war der Gedanke nicht mehr aus meinem Kopf gewichen. Diese Vermutung würde zumindest bestätigen, was auch die anderen Ärzte über mein Blutbild und Krankheitsbild erzählten.

Natürlich hatte mir *Google* nicht gerade dabei geholfen, Ruhe zu bewahren. Denn laut der Interneteinträge, auf die ich gestoßen war, hätte ich schon seit gestern tot sein müssen.

Die Arzthelferin blieb schließlich vor einer geöffneten, weißen Tür stehen und ich lief bei dem Chaos in meinem Kopf beinahe in sie hinein. »Sie können Platz nehmen. Dr. Stevens wird gleich bei Ihnen sein.«

Mit mulmigem Gefühl nickte ich einmal und wollte mich gerade bei ihr bedanken, da war sie bereits wieder in geschäftigem Schritt den Gang hinunter verschwunden. Meine Hände kneteten nervös den Henkel der Handtasche, in der sich die Knusperriegel befanden, die ich seit einigen Wochen zuhauf aß. Was meinem schmalen Geldbeutel nicht wirklich zugutekam.

Zögerlich trat ich in den kleinen Raum, der zu meiner Erleich-

terung ein Fenster besaß, durch das die warme Sonne ins Innere fiel. Ich fühlte mich wie ein Eindringling dabei, mich ohne eine weitere Person in dem Zimmer voller Bücher, medizinischer Unterlagen und der Liege an der Wand zu bewegen. Doch ich straffte die Schultern und steuerte den Plastikstuhl an, der vor einem Schreibtisch stand. Erleichtert ließ ich mich darauf nieder.

Ich hatte diese Art von Ärztezimmer hassen gelernt, seit ich nach der Arbeit im *Aquarium of the Pacific* oder vor den Schichten im Open-Air-Kino am Strand ständig hier drin saß. Jedes Mal vergeudete ich einfach nur meine Zeit, wenn mir die netten Ärzte wieder einmal sagten, dass ich mich an einen Spezialisten wenden sollte, der mich ohne Versicherung jedoch nur zähneknirschend aufnehmen würde. Also blieb nur Plan B: Mich zu schonen und zu hoffen, dass sich die Blutwerte von alleine wieder regulieren würden.

Und das hatte ich auch bestmöglich versucht. Ich war weder weiter mit Blaire durch den *Bixby Park* in der Nähe meiner Wohnung gejoggt, noch hatte ich die Extraschichten im Aquarium angenommen, um mir etwas Geld dazuzuverdienen. Ich ging zu vernünftigen Zeiten ins Bett und trank Unmengen an Wasser, die mich eigentlich schon davonschwimmen lassen sollten. Auch noch einen meiner Jobs aufzugeben, kam nicht infrage.

Einige Stimmen aus dem Flur hinter mir rissen mich wieder aus den Gedanken. Was ich tun würde, wenn Dr. Stevens mir gleich eröffnete, dass der Verdacht auf Diabetes stimmte, hatte ich mir noch nicht überlegt. Doch ich schätzte, meine erste Emotion wäre Erleichterung. Dann würden sie mir etwas Insulin dagegen verschreiben und meine Welt könnte sich endlich wieder normal weiterdrehen.

»Miss Feliway!« Die herbe Stimme der Ärztin, mit der ich vor

wenigen Tagen telefoniert hatte, durchdrang den sonst stillen Raum und ich hielt die Luft an, als sie die Tür öffnete und eintrat. »Schön, Sie kennenzulernen.«

Während ich mich im Stuhl umdrehte, kam sie bereits in dem langen, weißen Kittel und mit dem fast bilderbuchmäßigen Stethoskop um den Hals ins Zimmer. Mit breitem Lächeln schloss sie die Tür, desinfizierte sich die Hände am Spender neben einem Regal und trat zu mir.

Ich hatte es geschafft, mich zu erheben, und rang mir ein Lächeln ab, obwohl mir vor Aufregung übel war. »Danke, dass Sie es mir so schnell ermöglicht haben, vorbeizukommen.«

Ich erwiderte ihren Händedruck und sie winkte nur ab, ehe sie um den Schreibtisch herum lief und sich auf ihrer Seite niederließ. »Nach all den Vorfällen, die Sie mir geschildert haben, schätze ich, dass Ihnen wohl schnellstmöglich jemand helfen sollte, nicht?«

*Und wie.*

Sie klickte ein paar Sachen auf ihrem Computer an, die ich aus meinem Winkel nicht erkennen konnte. Ihre Haare hatte sie zu einem sportlichen Zopf zusammengebunden und sie wirkte so gar nicht, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ich wusste zwar nicht, weshalb, doch irgendwie hatte ich eine ältere, viel weniger modern aussehende Frau erwartet, die mir hoffentlich eröffnen würde, wie wir mein Problem angehen.

»Wir können den Zuckertest gleich hier durchführen«, schlug sie schließlich vor, als sie sich wieder mir zuwandte und die Hände auf der Tischplatte faltete. So, wie sie es sagte, schien all das hier keine große Sache zu sein. Doch ich nahm an, dass das wohl üblich war, wenn man eine Praxis betrieb, die sich auf Zuckerkrankheiten spezialisiert hatte. *Und bei der meine dürftige Krankenversicherung natürlich keinen Besuch übernahm.*

Würde ich gleich also ohne Diagnose den Raum verlassen, hätte ich nicht nur meine Zeit, sondern auch gute hundertfünfzig Dollar verschwendet.

»Gerne«, brachte ich schließlich über die Lippen und strich mir einige meiner langen Haare hinter die Schulter. Das kupferne Rot schimmerte im Sommer eigentlich, doch dieses Jahr fiel es nur stumpf an mir hinab.

Die Ärztin nickte und verfiel in Nachfragen über meine vorherigen Arztbesuche, wie ich meine Freizeit gestaltete und ob ich Unverträglichkeiten hatte. Währenddessen kramte sie nach etwas und als sie das kleine Gerät schließlich hervorzog, erkannte ich es sofort von meinen Recherchen. Es war dieses Messgerät, das man sich an den Finger hielt und das einem einen kleinen Pieks versetzte, um mithilfe eines Tropfens Blut den Blutzuckerspiegel zu messen.

»Es wird nur einige Minuten dauern. Sollte der Befund positiv sein, können wir einen weiteren Termin für die Überprüfung der Diagnose vereinbaren. Doch anhand Ihrer Symptome ist Diabetes eine nicht unwahrscheinliche Krankheit.«

Ich schluckte und nickte, während ich beobachtete, wie sie noch einen kleinen Tupfer und ein Pflaster aus einer Schublade hervorzog. »Ich hoffe, Sie haben keine Angst vor Nadeln? Die könnten ihr stetiger Begleiter werden.«

Auch wenn sie versuchte, die angespannte Situation mit ihrem Witz aufzulockern, hatte sie keine Ahnung, dass ich mich nur noch mehr versteifte. Wenn ich nur daran dachte, dass sich im Inneren des Geräts eine kleine Nadel befand, wurde mir bereits schwummrig.

Sie streckte mir ihre Hände über den Tisch entgegen und ich sah für einen Moment ratlos auf sie hinab. »Wenn ich ehrlich bin, kann ich Nadeln absolut nicht ausstehen.«

Mein Geständnis spiegelte sich in einer verständnisvollen Miene in ihrem Gesicht wider, ehe sie mir zuzwinkerte, als wären wir Freunde. »Ich verspreche Ihnen, dass Sie kaum etwas davon spüren werden. Die Lanzette – die Nadel, die Ihren Blutzuckerwert misst – ist kaum so groß, dass man sie wirklich erkennen kann.«

Auch wenn ich ihr nicht glaubte, da ich wusste, dass Ärzte dies immer sagten und es trotzdem jedes Mal wehtat, nickte ich und streckte ihr meine linke Hand entgegen. Ich war überrascht, dass sich ihre Hand angenehm warm anfühlte, als sie meine ergriff und das Gerät an meinem ausgestreckten Ringfinger positionierte.

Sie begann gerade weiter zu plappern, als ich den schmerzhaften Stich spürte und das Gesicht verzog. Die Ärztin lachte entschuldigend, während sie mit routinierten Griffen ein weißes Plättchen an die Stelle hielt, aus der ein winziger Tropfen roten Bluts quoll.

»Tut mir leid, aber ich dachte, es ist sicherlich einfacher für Sie, wenn ich den Stich nicht ankündige.«

Ich zwang mich, von meinem Finger hochzusehen und vermutete, dass ich noch blasser aussehen musste als zuvor. »Ja, das war es.«

Sie machte einen zufriedenen Eindruck, als sie von meinem Gesicht absah und sich wieder dem Messgerät widmete. »So, das sollte reichen.«

Sie legte das weiße, längliche Plättchen beiseite, nachdem sie es in einen schmalen Spalt des Geräts geschoben hatte, und griff nach Tupfer und Pflaster. Routiniert säuberte sie die Einstichstelle, die schon nicht mehr zu erkennen war und klebte das Pflaster darauf.

»Wenn Sie das in Zukunft öfter tun, wird sich immer mehr

Hornhaut auf ihren Fingerkuppen bilden. Oder wir überlegen uns, gleich ein externes Infusionsset anzubringen. Aber warten wir erst einmal, was Ihre Messung sagt.«

Die Art, wie sicher sie bereits davon sprach, zu wissen, was mir fehlte, ließ mich stutzen. Sonst sah ich meistens in ratlose und gelangweilte Gesichter.

Ich wusste nicht so recht, was ich auf all ihre Informationen erwidern sollte, und so stimmte ich lediglich zu. Bis vor einigen Tagen hatte ich noch nicht einmal genauer darüber nachgedacht, was es bedeutete, mit Diabetes zu leben. Jetzt also die Entscheidung über irgendwelche Nadeln und Infusionen zu treffen, lag außerhalb meiner Vorstellungskraft.

Es stellten sich einige Momente der Stille ein, die immer erdrückender wurden, je länger wir beide auf die ladende Anzeige auf dem Gerät sahen. Doch gerade, als ich eine belanglose Frage über eine mögliche Diagnose stellen wollte, um die Ruhe zu durchbrechen, erschienen Zahlen auf dem Display.

Beinahe erschrocken fuhr ich in die Höhe und mein Puls beschleunigte sich sofort. Ich konnte die Anzeige nur über Kopf lesen und saß etwas zu weit davon entfernt, um mir sicher zu sein. Aber ich hätte mit der Zahl sowieso nichts anzufangen gewusst.

Die Ärztin hingegen sah nickend auf das Gerät und notierte sich rasch etwas im Computer. Die Zeit, die sie brauchte, bis sie sich schließlich wieder lächelnd mir zuwandte, fühlte sich so lang an wie all meine Arztbesuche der vergangenen Monate zusammen.

Als sie ihren Mund öffnete und das Messgerät herumdrehte, sodass ich jetzt einen genaueren Blick darauf werfen konnte, rauschte das Blut so laut in meinen Ohren, dass ich sie beinahe nicht verstand.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen sagen, dass Sie kerngesund

sind«, begann sie und mein Herz blieb mit einem Mal stehen. Ich sah von der Anzeige auf, die eine Zahl über zweihundert anzeigte, und klammerte mich an dem freundlichen und selbstbewussten Ausdruck ihrer Augen fest. »Aber Sie werden sicherlich auch froh sein, endlich einen Anhaltspunkt zu haben für das, was Sie so auslaugt.«

Stolpernd kam mein Herz wieder in Gang und ich begriff ihre Worte nur langsam. Doch ich musste anscheinend so entsetzt aussehen, dass sie mir ein aufmunterndes Lächeln zuwarf.

»Ihr Blutzucker weist einen sehr hohen Wert auf. Unbehandelte Diabetespatienten haben meistens einen Wert über zweihundert. Das, ihr Alter und ihre sportliche Figur deuten stark darauf hin, dass Sie Diabetes Typ I haben, Miss Feliway. Aber keine Sorge, viele Menschen leben heutzutage mit dieser Krankheit ohne große Einschränkungen. Ich würde also einen Folgetermin ausmachen, um den Wert auch nüchtern zu messen.«

Ich konnte im ersten Moment nichts anderes tun, als wie festgefroren im Stuhl zu sitzen und sie wahrscheinlich anzustarren, als würde sie plötzlich eine fremde Sprache sprechen. Nach und nach sickerten ihre Erklärungen zu mir durch und mein Verstand war zwischen der erwarteten Erleichterung und der Sorge darüber, was diese Diagnose zu bedeuten hatte, hin- und hergerissen.

Immer wieder sah ich von der Anzeige, die tatsächlich eine Zahl über der anscheinend magischen Diabetesgrenze anzeigte, zu der Ärztin. Sie gab mir den Moment, um das Gesagte zu verarbeiten, ehe sie mich wieder aus den rasenden Gedanken riss und plötzlich alles so real wurde.

»Diabetes würde bedeuten, dass Ihre Bauchspeicheldrüse nicht korrekt arbeitet«, erklärte sie mir das, was ich die vergangenen Nächte vor dem Einschlafen in meinem Bett bereits zur Genüge

gegoogelt hatte. Doch die Tatsache, dass sie es mir nochmal eröffnete, verlieh dem Wissen schließlich die Ernsthaftigkeit, an die ich bisher noch nicht geglaubt hatte.

»Diese Fehlbildung können wir ganz einfach mit Insulindosen ausgleichen. Ich werde nach der genauen Diagnosefeststellung einen Termin mit Ihnen vereinbaren, um Ihnen genau zu erklären, welche Dosis in welchem Verhältnis zu den Kohlenhydraten steht, die Sie essen. Zu Beginn ist das meistens etwas überfordernd, aber ich verspreche, dass es Ihnen in nur wenigen Wochen deutlich besser gehen wird.«

Völlig überrumpelt nickte ich und versuchte zu vertuschen, wie sehr mich ihre Worte aus dem Konzept brachten. Es würde mir besser gehen.

Ich versuchte der Hoffnung in mir genügend Raum zu geben, um die plötzlich heran schwappende Angst hinfort zu spülen.

Es würde mir wieder besser gehen und ich konnte weiterhin an meinem Traum festhalten, für den ich meine zwei Jobs benötigte. Musste nicht nach beinahe acht Jahren bei meinen Eltern anrufen und sie darum bitten, mir zu helfen, herauszufinden, was mit mir nicht stimmte. Ich war frei und eingesperrt zugleich und hatte keine Ahnung, was ich dabei fühlen sollte. Verdammt.



*Wren*  
*Sechs Monate später*

»Warte, was soll das heißen, du bist pleite, Wrenny?«

Die ungläubig aufgerissenen Augen meiner Arbeitskollegin sahen mich an, während ich gerade das Geld einsortierte, das ich den Kunden des Open-Air-Kinos für die Eintrittskarten abkassiert hatte.

Mit verzogenem Gesicht wandte ich mich ihr zu und seufzte so tief, dass ich mich am Tresen vor mir abstützte. »Dass mir mein Vermieter angekündigt hat, mich aus der Wohnung zu schmeißen, sollte ich die drei Mieten im Rückstand nicht nachzahlen.«

Rubys dunkle Locken flogen um ihren Kopf, als sie wild zu gestikulieren anfang. »Aber wie kannst du pleite sein? Du arbeitest jeden Tag der Woche hier und im Aquarium.«

Die Sorgen, die seit meiner Diagnose vor einem halben Jahr auf mir lasteten, hatten es mir anfangs unmöglich gemacht, mich Ruby oder Blaire zu öffnen. Aber kurz nach der Diagnose war das Chaos schließlich über mir zusammengebrochen und ich hatte begonnen, den beiden davon zu erzählen. Ich wollte das hinbekommen.

Schließlich hatte mir die Ärztin damals gesagt, dass viele Leute heutzutage mit Diabetes lebten. Dass es kein großes Problem sei und ich lediglich meine Angst vor Nadeln überwinden musste. Doch da war uns beiden leider noch nicht klar gewesen, dass mir meine dürftige Krankenversicherung einen Strich durch die Rechnung machen würde.

Ich wandte mich kurz einem Pärchen zu, das gut gelaunt und mit breitem Grinsen vor den Verkaufsstand trat. Heute Abend wurde eine kitschige Kleinstadtromanze auf der Leinwand direkt am Wasser ausgestrahlt. An solch warmen Sommernächten kamen die Paare oder Freundinnen in Scharen hierher, um sich unter dem Sternenhimmel auf einen der Sitzsäcke zu verziehen und sich den Film bei Meeresrauschen anzusehen. Mike – der Inhaber und Gründer des Open-Air-Kinos – verdiente sich mittlerweile eine goldene Nase mit seiner Idee. Ich selbst hatte den Aufbau von meiner Wohnung aus beobachtet, die in einem alten Mehrparteienhaus nur wenige Gehminuten von hier entfernt lag.

»Hallo?«, riss mich Ruby erneut aus meinen Gedanken und ich hatte gar nicht richtig bemerkt, dass das Pärchen bereits verschwunden war. »Du kannst sowas nicht einfach sagen und dann wieder in deine Gedankenwelt abtauchen, Wren. Was heißt das, du bist pleite? Das ist man doch nie wirklich, oder?«

Ich wünschte, sie hätte Recht. Doch ich schüttelte nur angestrengt den Kopf und sah hinauf in die untergehende Sonne. Ich hasste es, sie mit meinen Sorgen belasten zu müssen, doch ich wusste keinen Ausweg mehr. »Ich bin am Verzweifeln, Ruby.«

Meine Offenheit schockierte sie sichtlich, denn nun schlich sich dieser besorgte und mitfühlende Ausdruck in ihre Augen, den ich so hasste. Ich wollte kein Mitleid dafür, dass ich nun mal beschissen krank war.

»Geht es um die Diagnose?«

Natürlich hatte sie als meine Kollegin und mittlerweile auch Freundin mitbekommen, dass meine Krankheit keine Kleinigkeit war, wie ich es anfangs dargestellt hatte. Dass mir die Rechnungen der Ärzte und Apotheken dabei die Haare vom Kopf fraßen, erwähnte ich normalerweise jedoch nicht.

Doch jetzt nickte ich nur und ließ seufzend die angestaute Luft aus meinen Lungen. Irgendwie fühlte es sich seltsam befreiend an, endlich darüber zu sprechen, was mich seit Monaten verfolgte.

»Aber ich dachte, dir geht es besser?«, fragte sie nun mit zusammengezogenen Brauen und schien nicht ganz zu verstehen, worauf ich anspielte. »Geht es dir wieder schlechter? Brauchst du Unterstützung? Ich kann dir helfen und –«

Doch ich schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. »Kommt nicht infrage. Ich danke dir zwar – ganz ehrlich. Aber das kann ich nicht annehmen.«

Ich hielt einen Moment inne, als wieder einige Gäste vor die Kasse traten und bei mir Tickets und bei Ruby zwei Schalen Nachos mit Guacamole bestellten.

Als sie gut gelaunt den hölzernen Steg auf dem Sand hinunter zu den Sitzplätzen spazierten, fasste ich mir wieder ein Herz und machte den Mund auf.

»Und nein, ich bin nicht noch kränker, als ich es vor einem halben Jahr war«, begann ich und konnte Ruby bei meinen Worten kaum ansehen. »Es ist nur ... Als ich herausgefunden habe, dass ich Diabetes habe, dachte ich, meine Sorgen würden endlich aufhören. Ich würde mir immer etwas Insulin spritzen und mein Leben könnte endlich wieder das Alte sein. Ich würde den Sommer über arbeiten und im Herbst den Zeichenkurs belegen, auf den ich das ganze Jahr gespart habe.«

Angesichts meiner wenig zuversichtlich klingenden Aussage runzelte Ruby die dunklen Brauen. »Ist es denn nicht so? Der Kurs müsste doch in wenigen Wochen starten, oder nicht?«

Ich seufzte wieder tief auf und wischte mit der Hand über die Arbeitsfläche vor uns, um die hereingewehten Sandkörner zu vertreiben.

»Der Zeichenkurs fängt in neun Wochen an. Aber ich habe meine ganzen Ersparnisse von diesem Jahr bereits ausgegeben. Es geht um meine Krankenversicherung, Ruby. Ich habe die erste und billigste abgeschlossen, nachdem mich meine Eltern nach der Highschool rausgeworfen haben und ich nach Long Beach gezogen bin. Ich meine, wer in unserem Alter rechnet schon damit, ein paar Jahre später mit Diabetes dazustehen?«

Die Ironie meines Lebens trieb ein heißeres Lachen meine Kehle hinauf und ich schüttelte entkräftet den Kopf, ehe ich mir übers Gesicht fuhr und wieder hinab auf die Kasse sah. »Jedenfalls habe ich schnell herausgefunden, dass sie lediglich einen Bruchteil des Insulins und der Arztbesuche übernehmen, die jetzt zu meinem Alltag gehören.«

Und deshalb war ich pleite. Bis auf den letzten Cent.

»Also entscheide ich mich entweder für meine Gesundheit oder die Miete, schätze ich.«

Jetzt, wo ich die Wahrheit das erste Mal ausgesprochen hatte, fühlte sie sich seltsam belegt auf meiner Zunge an. Zwar ging es mir seit der Diagnose wieder deutlich besser. Ich schlief gut und konnte sogar wieder mit Blaire joggen gehen. Doch dafür hatten sich ganz andere Sorgen vor mir aufgetan.

Rubys mitfühlender Blick breitete sich wie eine Gänsehaut über mir aus. Ich wollte kein Mitleid. Davon würde ich wahrscheinlich selbst in ein tiefes Loch fallen.

»Scheiße, Wrenny«, kam es schließlich entsetzt aus ihrem Mund und sie schien sogar das Popcorn vergessen zu haben, das zischend und poppend aus dem metallenen Topf hüpfte, ohne dass sie es auffing, um es den Besuchern in kleinen Tüten zu verkaufen. »Wieso hast du nichts gesagt?«

Ich verdrehte die Augen und machte eine beschwichtigende Handbewegung. Aber nicht, weil meine Lage nicht brenzlich war, sondern, weil ich nicht wollte, dass sich Ruby mehr Sorgen machte als ohnehin schon.

»Ich wollte dich damit nicht belasten«, platzte es schließlich aus mir heraus und ich lächelte entschuldigend, während ich mir die kupferfarbenen Haare zu einem Zopf zusammenfasste. Dabei fielen die kürzeren Strähnen, die ich mir vor einigen Wochen selbst geschnitten hatte, heraus und umrahmten mein Gesicht. »Ich kriege das schon irgendwie hin. Es ist nur ... Ich habe mich gefragt, ob du nicht Interesse an der Wohnung hast? Ich meine, nur, wenn ich wirklich ausziehen muss.«

Ruby studierte Biochemie, stand kurz vor ihrem Bachelorabschluss am *Long Beach City College* und wohnte noch im Studentenwohnheim auf dem *Pacific Coast Campus*. Ihr Nebenjob hier im Open-Air-Kino reichte für die Zimmermiete aus, aber sie hatte schon einige Male erwähnt, dass sie nach dem Abschluss in eine größere Wohnung in Strandnähe ziehen wollte.

Sie sah mich mit großen Augen an und klappte den Mund auf, doch es kam nichts heraus. Ihr Blick auf mir brachte mich in Verlegenheit und ich plapperte weiter, ehe ich wusste, was ich sagte.

»Die Wohnung ist wirklich perfekt«, versuchte ich sie zu überzeugen. Ruby hatte mich einige Male vor der Arbeit dort abgeholt und bereits einen Blick in den obersten Stock des Hauses geworfen, von dem aus man bis hier zum Strand sehen konnte.

Doch das alles hatte ebenfalls seinen Preis, den ich vor meiner Diagnose mit den beiden Jobs hatte stemmen können.

»Wren, das meinst du doch nicht ernst«, rief sie entgeistert aus und schüttelte den Kopf so heftig, dass die Locken wieder zu wippen begannen. »Du *liebst* deine Wohnung!«

Bei ihren Worten schmerzte mein Herz kurz und ich presste die Lippen fest aufeinander. Das tat ich, denn sie war das Zuhause, das ich nie hatte. Mein eigener Raum, meiner Kreativität freien Lauf zu lassen und dabei mit einem Kaffee auf dem kleinen Balkon an der Südseite des Hauses zu sitzen und die Wellen bis dort hinaufzuhören.

»Glaub mir«, fuhr ich jetzt leiser fort und gestattete es mir zum ersten Mal in Rubys Anwesenheit, die Schultern entkräftet nach vorn fallen zu lassen. »Ich habe jeden Cent umgedreht. Wenn ich nicht müsste, würde ich dich nicht fragen.« Wieder verkrampfte sich mein ganzer Körper, als ich bitter lächelnd zu ihr sah. »Ich meine, wenn du sie nimmst, kann ich mich wenigstens an den Wochenenden dort einquartieren und dir auf den Keks gehen.«

Mein Scherz sollte die ernste Situation etwas aufheitern, doch Rubys Gesicht sah mir noch immer entsetzt in der untergehenden Sonne Floridas entgegen.

»Versteh mich nicht falsch, Wrenny«, begann sie in einem Tonfall, der jegliche Hoffnung in mir zerplatzen ließ. »Es ist nicht so, dass ich nicht unglaublich neidisch auf deine kleine Wohnung dort oben bin.«

Ich zog seufzend die Brauen in die Höhe. »Aber?«

»Aber das kann ich nicht«, gestand sie mir und ich wollte verzweifelt den Kopf sinken lassen.

»Was ist aus deinem Traum geworden, dort oben die Entwürfe für deinen Zeichenkurs zu erstellen? Ich kann mich unmöglich

dazwischen drängen und eine Spießberwohnung aus deinem kreativen Chaos machen. Wir finden schon einen Weg, wie du die Miete zahlen kannst.«

Mit einem heiseren Lachen unterbrach ich meine Freundin. »In meiner Wohnung gibt es nicht mehr das Chaos, das du erwartest, Ruby.«

Sie hatte Recht damit, dass ich vor den Monaten, in denen ich immer abgeschlagener geworden war, jede freie Stelle an den Wänden mit Skizzen und Ideen vollgehängt hatte. Aber mit den zunehmenden Sorgen war die Kreativität verschwunden und neulich Abend hatte ich aus lauter Wut und Verzweiflung auch die letzten Entwürfe von der Wand gerissen und in eine Zeichenmappe gestopft. Ich hasste es, dass ich nicht mehr zeichnete. Aber die Sorgen sogen all das aus mir heraus, was mich einmal ausgemacht hatte. Eigentlich hastete ich nur noch zwischen der Arbeit und den Arztbesuchen umher und versuchte das einstürzende Kartenhaus irgendwie noch aufrechtzuerhalten.

»Es ist quasi eine Spießberwohnung, in die du nur noch einziehen müsstest.«

Ich wusste, dass Ruby es mir nicht übelnahm, wenn ich so über sie scherzte. Sie war schließlich die Erste, die feststellte, wie geordnet und konservativ ihr Leben verlief. Sie lernte neben ihrem Job hier im Kino so oft für ihre Klausuren, dass sie beinahe Jahrgangsbeste in ihrem Studienfach war. Ruby fuhr jedes zweite Wochenende zu ihren Eltern, die etwas außerhalb der Stadt wohnten und traf sich mit keinen Männern, weil diese sie vom Studium ablenken könnten. Sie *war* eine echte Spießerin. Und eine genauso liebenswerte und witzige Person, wenn man genauer hinsah.

Aber Ruby blieb hartnäckig und sammelte endlich das Popcorn

auf, das auf die Arbeitsplatte und den Boden gefallen war. Als sie die Reste im Mülleimer entsorgt hatte und sich die klebrigen Krümel von den Händen klopfte, sah sie mich wieder eindringlich an.

»Brauchst du Hilfe, Wren?«

Mein erster Impuls war es, vehement den Kopf zu schütteln und ihr zu widersprechen. Aber ihre nächste Nachfrage ließ die Lüge in meinem Hals stecken bleiben, wie ein viel zu großes Stück der Pizza, die wir uns meistens nach einer Schicht im Kino auf dem Heimweg teilten.

»Ganz ehrlich?«

Nervös spielte ich an dem ausgefransten Ende der Ticketrolle herum. Ich dachte daran, wie groß meine Pläne vor noch einem Jahr gewesen waren, als ich vom Zeichenkurs am *Liberal Arts Campus* hier in Long Beach erfahren hatte. Nach meinem High-school-Abschluss hatte ich mich von Gelegenheitsjobs in Restaurants oder Bekleidungsgeschäften treiben lassen, ohne zu wissen, was ich wirklich vom Leben wollte. Doch dann hatte ich schließlich den Zeichenkurs entdeckt und es war mir wie Schuppen von den Augen gefallen, was ich aus meinem Leben machen wollte. Dieser Kurs war zu einem Ziel geworden, das ich jetzt irgendwie aus den Augen zu verlieren schien.

»Gerade sieht es nicht sonderlich gut aus«, gestand ich mir und auch Ruby schließlich ein und beobachtete zwei junge Männer dabei, wie sie sich zum dritten Mal an diesem Abend an der gegenüberliegenden Bar zwei Cocktails bei unserem Kollegen Ben bestellten. Es wäre nicht das erste Mal, dass Ben mit seiner Mischung aus Alkohol und Saft die Gäste hier dazu animierte, die ganze Nacht zu bleiben.

Eine angenehm kühle Windbrise fuhr in das kleine Kassen- und

Snackhäuschen, in dem Ruby und ich standen. »Aber ich habe es schon einmal geschafft, mich aus dem finanziellen Nichts zu kämpfen. Ich denke, mir fehlt gerade nur etwas die Perspektive.«

Das ließ sich meine Freundin nicht zweimal sagen und fing direkt an, zu überlegen, wobei sich ihre gebräunte Stirn in nachdenkliche Falten legte. Es wäre nicht das erste Mal, dass Ruby mir mit ihrer ausgefuchsten Art aus einer Sackgasse helfen würde. Auch wenn es sich bei den vergangenen Malen eher um banal vorkommende Dinge wie Männer oder meine viel zu lauten Nachbarn gehandelt hatte.

Ehe ich weiter darüber nachdenken konnte, wie ich mit Ruby und Blaire in einer Nacht-und-Nebel-Aktion einen Krisenstab einberufen hatte, um zu diskutieren, wie ich mit dem süßen Typen verfahren sollte, der an der Ecke meiner Straße neuerdings in dem kleinen Café arbeitete, hellte sich Rubys Blick auf.

»Ich hab's!«

Verwundert darüber, wie ihr nach nur wenigen Minuten eine Lösung für etwas hatte einfallen können, über das ich mir seit Wochen den Kopf zerbrach, zuckte ich mit den Schultern. »Schieß los.«

Die Vorstellung hatte mittlerweile begonnen und ich konnte von Weitem sehen, wie das Intro auf der großen Leinwand am Strand erschien. Die Sitzsäcke und freien Flächen im Sand waren übersät mit Menschen.

Als wäre ihr Einfall die beste Idee, die sie je gehabt hatte, klatschte sie euphorisch in die Hände. »Wieso schaltest du keine Mitbewohneranzeige? Dein Abstellzimmer mit den Leinwänden und Kleidern kannst du freiräumen und dir so für eine Zeit aus-helfen lassen. Und so schlimm, wie man denkt, sind Mitbewohner wirklich nicht. Ich spreche aus Erfahrung.«

Im ersten Moment wollte ich laut auflachen und ihren Vorschlag als Witz einstufen. Ich hatte die ersten Wochen in Long Beach gehasst, die ich in einer WG in Downtown verbracht hatte. Zu lebendig waren die Erinnerungen daran, wie ich einen meiner Mitbewohner mit seiner neuesten Bekanntschaft nach einer Party in meinem Bett erwischt hatte. Die Bettwäsche hatte ich noch in der Nacht in die hinterste Ecke des Schränks gestopft und beim Auszug dort gelassen.

Schüttelnd warf ich die Gedanken ab und wollte Ruby gerade widersprechen. Doch es kamen keine Ausreden über meine Lippen, als ich den Mund aufklappte. Einen Mitbewohner würde ich mir nach der letzten Erfahrung sicherlich nicht zulegen. Aber eine zweite Ruby oder Blaire? Zumindest würde ich dann etwas ruhiger schlafen und sich die Mahnung, die auf dem Esstisch lag, nicht mehr ganz so sehr in meine Träume brennen.

»Ich denke darüber nach. Wenn du nicht selbst den Platz als Mitbewohnerin haben willst?«, erwiderte ich, als mich die lästige Pflicht mit einem schrillen Weckerklingeln aus den Gedanken riss.

»Keine schlechte Idee«, gestand sie, doch der zerknirschte Ausdruck auf ihrem Gesicht ließ meine Hoffnung schwinden. »Aber ich denke, dass ich so kurz vor den Prüfungen keine Zeit für einen Umzug haben werde.«

»Schon gut, ich verstehe dich. War nur eine alberne Idee«, versuchte ich meine Idee einfach abzutun, damit Ruby kein schlechtes Gewissen bekam. »Ich muss kurz nach hinten und mir Insulin spritzen. Kommst du ein paar Minuten alleine klar?«

Ruby nickte und sah sichtlich erleichtert aus, dass ich ihr nicht übel nahm, mir so nicht unter die Arme zu greifen.

Als ich nach hinten kam und nach der Lanzette und dem Insulin in meiner Handtasche kramte, schüttelte ich noch einmal ver-

wundert den Kopf. Eine Mitbewohnerin war eigentlich keine schlechte Idee. Aber da hatte ich noch keine Ahnung, was hiermit auf mich zukommen würde.